



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen
Provinz : achtes Kapitel : die Pastete

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Anschluß bekommen und brauchen dann nur so viel Ortsgespräche zu bezahlen, als sie auch wirklich geführt haben. Auf dem Lande mit seinen ungezählten Kleinbetrieben sind noch viel entwicklungsfähige Kräfte, die durch die Verbilligung und Ausbreitung des Fernsprechers belebt werden könnten und müssen.

Freilich, die Aufhebung der Pauschgebühren ist ein großer Stein des Anstoßes für viele, die sich an dieses System gewöhnt haben. Es spricht sich leichter und unbekümmerter, wenn man sein Telephon im voraus mit einem festen Satz bezahlt hat, als unter dem Bewußtsein, daß für jedes verlangte Gespräch bezahlt werden muß. Aber das Pauschsystem ist eine zu primitive Form der Gebührenerhebung, als daß es sich der ungeheuren Verkehrsentwicklung gegenüber auf die Dauer halten ließe. Man kann mit ihm nicht mehr arbeiten und Ordnung halten. Die Pauschgebühr wäre schon längst gefallen, wenn wir im Besitze sicher arbeitender Zählapparate gewesen wären. Nachdem diese erfunden worden sind und sich bewährt haben, gehen alle größeren Verwaltungen nacheinander zum Einzelgebührensystern über. Die Schweiz hat es längst, Frankreich und England sind im Begriffe, es einzuführen, und in New York, dem größten Ortsfernspornez der Erde, hat es ebenfalls die veralteten Pauschgebühren verdrängt.



Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Reyher

Achtes Kapitel: Die Pastete.

Der Polizeiaufseher Wolski war unermüdlich tätig. Er befand sich nicht allein des Tages auf den Beinen und griff nach allen möglichen und unmöglichen Mitteln zur Entdeckung der Einbrecher, sondern gönnte sich selbst in der Nacht nur wenige Stunden Schlaf. Waren es doch, wie er annahm, ihm gehörige drei- und vierzigtausend Rubel, nach denen er suchte. Er ging so eifrig ans Werk, daß er sogar seinen äußeren Menschen vernachlässigte und manchmal ziemlich unsauber und geschäftsmäßig aussah. So trat er energisch auf, daß es ihm Unannehmlichkeiten mit verschiedenen Einwohnern eintrug, die sich bei dem Bezirksaufseher über ihn beschwerten.

Dieser war deshalb mit seiner Art des Führens der Nachforschungen unzufrieden und wusch ihm mehrmals den Kopf, handelte aber ganz ebenso rücksichtslos und dabei ebenso erfolglos im Bezirk, weshalb ihm mehrfach gedroht wurde, man werde ihn bei dem Kreischef verklagen.

Der Untersuchungsrichter war fort. Wolski hatte sich pflichtschuldig zur Poststation begeben, um bei seiner Abfahrt gegenwärtig zu sein und etwaige schließliche Andeutungen und Winke in Empfang zu nehmen. Er kehrte langsam über die

Brücke in den Flecken zurück und legte sich die Frage vor, was er nun tun solle. Sein Wiß war zu Ende. Die Befürchtung, daß die dreiundvierzigtausend, seine dreiundvierzigtausend als unwiederbringlich verloren betrachtet werden müßten, drängte sich ihm mit Riesengewalt auf. Er stützte sich auf das Geländer der Brücke, guckte auf das klare Wasser des Baches nieder und überlegte.

Was jetzt? Die dreiundvierzigtausend Rubel waren weg, weg, ehe er sie besessen hatte. Arme Olenka! Sie war arm, arm wie er selbst. Gern hätte er ihr geholfen und sich mit ihr, aber wie? Sm — er lächelte schwermütig und verfolgte mit den Augen das Spiel der kleinen Strudel, die unter der Brücke hervorschossen und in die Ferne eilten, und als er eben den Oberkörper weiter über das Geländer neigte, um sie früher mit den Augen erfassen zu können, war es Marjas Stimme, die ihn beim Namen rief. Er richtete sich so hastig auf, daß er fast die Mütze verloren hätte. Wichtig, da stand sie in der Mitte der Brücke und stieß zielend mit der Spitze des Sonnenschirms nach einem Astloch in der Diele, wie er mit den Augen nach den Strudeln gezielt hatte.

„Wladimir Iwanowitsch, wie steht es mit dem Diebstahl bei Schejins? Ich höre, der Untersuchungsrichter sei weggefahren.“

Sie sprach kurz, herrisch, wie zu einem Niedrigerstehenden oder zu einem Menschen, den sie verachtete, aber Wolski ließ sich durch dergleichen Manöver nicht täuschen. Er sagte sich sofort, daß der gesenkte Kopf und das Spielen mit dem Sonnenschirm nicht zu dem Ton paßten, und daß die Barschheit der Rede nur eine gewisse Verlegenheit maskieren sollte. Er war so überzeugt von der Richtigkeit dieser Deutung, daß er sich nicht enthalten konnte, überlegen zu lächeln, während er die Hacken zusammenschlug und schwungvoll die Hand an die Mütze hob.

„Haben Sie die Spur der Verbrecher gefunden?“ fuhr sie fort zu fragen.

Er gab ihr Auskunft über die bisherige Erfolglosigkeit der Nachforschungen, sprach es als bestimmt aus, daß die Räuber sich nicht im Flecken befänden und daß sie schon längst entdeckt wären, wenn er das Recht hätte, außerhalb des Fleckens nach ihnen zu suchen. Leider besitze er die Befugnis dazu nicht, und darum liege die Befürchtung nahe, daß sie auch diesmal ungestraft bleiben würden wie bei den früheren Einbrüchen im Bezirk.

„Und der Untersuchungsrichter hat auch nichts ausgerichtet?“

Wolski zuckte die Achseln und winkte verächtlich mit der Hand.

„Der arme Hauptmann!“ bedauerte Marja. „Und die arme Olga! Sie tut mir sehr leid. Ich wollte zu ihr, als ich von dem Unglück hörte; aber wir sind etwas auseinander gekommen, obgleich ich nicht recht weiß warum, und ich dachte, mein Besuch in dieser für sie traurigen Zeit könne ihr vielleicht mißfallen.“

„Sie haben richtig gehandelt, Marja Titowna,“ versetzte er. „Ihr Takt hat Sie diesmal wie immer trefflich geleitet. Wir sind ja unter uns, und ich darf mich frei aussprechen. Die Schejins, der Vater wie auch Olga Andrejewna, sind prächtige Leute, aber beide besitzen eine gewisse Unberechenbarkeit. Sie verhalten sich freundschaftlich, entgegenkommend, und plötzlich tun sie ganz ohne Vorbereitung fremd und ziehen sich zurück, und darum . . .“

„Ja, das ist wahr,“ schaltete Marja ein.

„Darum denke ich als rücksichtsvoller Mensch, sobald man das bemerkt, muß man ihnen den Willen lassen und sie nicht belästigen.“

Während des weiteren Gesprächs äußerte Marja, es wäre dennoch vielleicht ihre Pflicht, einmal nach Olga zu sehen, denn das arme Mädchen sei, falls er auch seine Besuche eingestellt habe, mutterseelenallein und laufe Gefahr, vor Einsamkeit trübsinnig zu werden. Damit habe es keine Not, hatte er geantwortet, denn da sei ja der Nachbar, der — er hatte bitter sagen wollen „der Okolitsch“, aber er besann sich. Das heißt, nicht der Nachbar selbst, denn das sei ein völlig ungenießbarer Einfaltspinsel, sondern seine Mutter, die alte Frau Okolitsch, eine einfache, aber gute Frau. Mit der habe Olga Andrejewna jetzt Freundschaft geschlossen, und sie seien so unzertrennlich, daß ein Dritter keinen Platz dabei fände. So, so, hatte Marja gemeint, dann sei sie allerdings dort überflüssig. Er könne irren, fuhr er fort, aber er glaube fast, sie hätten sich zusammengesetzt und führten gemeinschaftliche Wirtschaft. Sein Ton hatte dabei etwas verächtlich geklungen und eine verwandte Saite in des reichen Bottscharows Tochter berührt. Auch in ihrem Ausdruck ließ sich ähnliches durchhören, als sie sagte:

„Ja, traurig ist es, aber freilich gesellt sich gleich und gleich am besten.“

Mit stolz gehobenem Kopfe und selbstgefälligem Gesichtsausdruck ging er die Gasse hinunter, als sie an der Haustür klingelte. So, das war in Ordnung gebracht. Er war doch ein ganz verfluchter Kerl, der Wladimir Iwanowitsch! Dlenka Schejin und die dreißigtausend hatte er verloren, weil er zu langsam hinter ihnen her war. Marja Bottscharow und ihre vielleicht unzähligen Tausende sollten ihm nicht entgehen.

Geschneigelt und gebügelt wie frisch aus der Schneiderwerkstatt befand er sich am folgenden Morgen gegen neun Uhr auf der Straße, um den Augenblick nicht zu versäumen, in dem Marja das Haus verlassen würde, um einen Spaziergang zu unternehmen.

Da sah er sich plötzlich Ssurikow gegenüber, der in großer Hast herankam und links auswich, während Wolski auf dieselbe Seite trat, um dem jungen Menschen Raum zu geben. Ssurikow zog dabei höflich die Mütze.

„Guten Morgen, Herr Polizeimeister!“

„Guten Morgen, Ignatij Leontjewitsch!“

Ssurikow tat schnell einen Schritt rechts, um dort vorbeizukommen, aber wieder versperrte ihm Wolski in der besten Absicht auch hier den Weg. Beide lachten.

„So geht es, Wladimir Iwanowitsch. Wenn man sich sputet, kommt man am langsamsten vorwärts.“

„Wohin eilen Sie so?“

„Mein Gott, heute ist ja der Achtundzwanzigste.“

„Was für ein wichtiger Tag ist das?“

„Der Achtundzwanzigste! Wladimir Iwanowitsch! Heute ist ja Tit und Anna. Tit Grigorjewitsch und Anna Dmitrijewna feiern beide ihren Namenstag. Tit Grigorjewitsch wird gleich aus der Messe kommen, Gäste werden erwartet, und ich habe noch mancherlei zu besorgen.“

Er lief fort.

Wolski pffiff leise durch die Zähne. Darum ging Marja nicht aus! Er wandte sich, um in die Quergasse zu biegen, und sah Bottscharow, Utjanow und noch ein reichliches Duzend anderer Kaufleute, welche also in der Kirche gewesen

waren und jetzt zusammen zur Pastete gingen. Alle schienen in der Erwartung des Genusses in der rosigsten Laune zu sein und schwatzten munter. Als sie ihn erblickten, zogen mehrere die Hüte und er berührte den Mützenschirm. Botscharow, dem der Hut stets sehr fest auf dem Kopfe saß, hob die Hand nicht, aber er rief laut und gemüthlich über die Gasse:

„Guten Morgen, Eure Wohlgeboren!“

„Gratuliere zum Tage Ihres Heiligen,“ entgegnete Wolski und ärgerte sich fast, daß er es gesagt hatte. Es war ihm unwillkürlich entschlüpft.

„Danke, danke, Eure Wohlgeboren!“ antwortete Botscharow und machte einige Schritte auf ihn zu. „Wohin willst du? Zu versäumen hast du doch gewiß nichts. Komm mit uns und koste von der Pastete.“

Wolski fühlte bei der unerwarteten Einladung den freudigen Schreck bis in die Fußspitzen.

„Ich danke. Ich weiß nicht — ich . . .“

„Oh, Dummheiten!“ rief der Kaufmann. „Das liebe ich gerade! Was ist das für ein Einwand! Du hast mich damals doch besuchen wollen? Nu, heute ist die Zeit dazu. Heute ist jeder gute Mensch bei mir im Hause willkommen.“

„Ich danke, Tit Grigorjewitsch. Wenn Sie erlauben?“

„So ist es recht. Gehen wir, meine Herren. Anna Dmitrijewna guckt wohl schon aus dem Fenster nach uns. Die arme Frau ist am eigenen Namenstage nicht zur Messe gefahren, weil sie selbst die Pastete beaufsichtigen wollte.“

„Eine zweite so wirtschaftliche Hausfrau gibt es nicht im Flecken,“ sprach schmeichelnd Utjanow.

Unter unzähligen und unendlich tiefen Verbeugungen näherten sich die Gäste der Wirtin des Hauses, die sie mit der Tochter in der Mitte des Saales erwartete.

„Gratuliere zum Schutzheiligen, Anna Dmitrijewna. Gratuliere zum Namensfeste der Eltern, Marja Titowna.“

Einer nach dem andern sprach es, indem er erst der Mutter und dann Marja die Hand küßte, worauf er unter wiederholten Bücklingen zurücktrat. Wolski, auf welchen mehrmals die Augen der Mutter mit einiger Unzufriedenheit, die Marjas mit gewissem Staunen hafteten, stand unterdessen im Hintergrunde und besah sich den Vorgang, welcher durch die Einförmigkeit bei der häufigen Wiederholung ziemlich komisch und langweilig wurde. Endlich waren alle fertig, und er konnte vortreten. Um den Gegensatz zur übrigen Gesellschaft deutlich zu machen, schlug er strammer als sonst die Hacken zusammen und hob, statt sich tief niederzubeugen, wie es die andern getan hatten, die fettgepolsterte Hand der Kaufmannsfrau schwungvoll ein gutes Stück empor, um zart die Lippen auf sie zu drücken.

„Entschuldigen Sie, hochverehrte Anna Dmitrijewna, daß ich, von Tit Grigorjewitsch eingeladen, es wage, Ihnen zu Ihrem Namenstage Glück und Segen und auf viele, viele Jahre solche Frische, so jugendliches Aussehen zu wünschen, wie ich in diesem Augenblick mit herzlichster Freude an Ihnen wahrnehme.“

An dergleichen Reden aus dem Stegreif und außer der hergebrachten Form war die beliebte Anna Dmitrijewna nicht gewöhnt. Sie wurde verlegen, und das Blut stieg ihr in die Wangen. Sie vergaß sogar zu danken. Sie blickte dem glänzenden Polizeioffizier nach, als er sich von ihr zur Tochter wandte, und in dem Blick ließ sich die vorige Unzufriedenheit nicht mehr lesen.

„Sieh doch, wie er süß singt!“ lachte Tit Grigorjewitsch. „Mein Weib ist ordentlich rot geworden. Was, Alte? Solche Schmeicheleien kriegst Du nicht alle Tage zu hören. Paß auf, Weib, daß du dich nicht verliebst. Ich bin eifersüchtig wie ein Gänserich. Sehehe, Platon Michejewitsch, das ist eine andere Sorte als wir alte Knaster der kaufmännischen Nation!“

„Was soll man sagen, Tit Grigorjewitsch!“ antwortete Utjanow mit Achselzucken. „Wir sind einfache, unwissende Leute.“

Wolski hatte unterdessen auch Marja die Hand geküßt. Sie zog die Brauen ein wenig empor, lächelte aber wohlgefällig. Es konnte ihr schließlich recht sein, daß er gekommen war. Nun hatte sie auch Gesellschaft. War er doch der einzige im Saal, mit dem sie sich unterhalten konnte, mit dem Gedankenaustausch möglich war. Alle andern hatten für nichts Sinn, als für Gelderwerb und Füllung des Magens, oder redeten wenigstens über nichts anderes.

Zur Fleischpastete, die gleich aufgetragen wurde, waren die Kaufleute eingeladen. Sie blieben aber, als ob sich das von selbst verstände, bei den Likören und Weinen Botscharows sitzen, bis bald darauf das Mittagessen auf den Tisch kam, und dann setzten sie das Plaudern und Trinken fort, bis die Teezeit heranrückte, zu der sich ihre Frauen und Töchter einstellten. Wunderlich genug setzten sie die Beine, als sie spät am Abend mit den Familien nach Hause gingen. Doch das sah Wolski nicht. Er hatte den Bescheidenen spielen und gleich nach der Pastete aufbrechen wollen. Gegen den Widerspruch Botscharows und Anna Dmitrijewnas schützte er Dienstgeschäfte vor, und erst als auch Marja hat, gab er nach und hängte den Säbel wieder ab. Nach dem Mittagessen entfernte er sich aber und küßte Marja tief bedauernd die Hand, als sie seufzte und sagte, sie waffne sich mit Lämmergebuld, um diesen schrecklichen Abend zu überstehen und Papa und Mama zuliebe den gänzlich ungebildeten und unaussprechlich lächerlichen Frauen und Mädchen ein freundliches Gesicht zu zeigen. Er hatte sich nur mit Marja unterhalten, außer daß er manchmal an Anna Dmitrijewna ein anerkennendes Wort über die Vorzüglichkeit ihrer Speisen richtete. Der Hausherr hatte einmal versucht, ihn in das lärmende kaufmännische Gespräch zu ziehen, doch er hatte leider erklären müssen, er verstehe davon nichts.

„Wie sollst du auch!“ hatte der Kaufmann freundlich erwidert. „Wir wissen wieder nichts von den geheimen Geschäften, mit denen die Polizei zu tun hat. Seder nach seinem Verstande und seinen Bedürfnissen.“

„Ich danke dir, daß du mir die Ehre erwiesen hast,“ sagte Botscharow, als Wolski sich bedankte und verabschiedete. „Und hörst du, wenn du mich wieder besuchen willst, so weißt du, daß ich zum Schwagen an gewöhnlichen Tagen keine Zeit habe; aber wenn die Weiber im Hause es gern sehen, daß du kommst, so mache keine Umstände. Ich bin nicht dagegen.“

Wolski ließ sich das nicht zweimal gesagt sein. Er war am nächsten Morgen wieder auf der Wache in der Nähe des Hauses, wartete auf Marja und fing sie richtig ab. Sie spazierten zusammen, trafen beim Abschiede die Abmachung für den folgenden Tag, und als sie diesmal zurückkehrten und Marja die sehnlich erwartete flüchtige Frage hinwarf, ob er nicht hineinkommen wolle, zog er die Klingel und trat mit ein. Von da ab kam Regelmäßigkeit in ihre Beziehungen. Nach dem Morgentee wanderten sie täglich zusammen wie in früheren Zeiten,

worauf er mit der Familie frühstückte, das heißt mit Anna Dmitrijewna und Marja, denn Wotscharow selbst erschien selten am Frühstückstisch. Kam es jedoch vor, so reichte er dem Gaste die Hand und fragte in geschäftlichem Ton:

„Nun, wie, was machst du, Eure Wohlgeboren?“

„Danke. Und Sie, Tit Grigorjewitsch? Wie geht es Ihnen?“

„Wie soll es gehen! Wie du siehst. Noch lassen meine Sünden mich leben.“

Darauf beschränkte sich gewöhnlich das Gespräch.

Anna Dmitrijewna war mit dem häufigen Besuch nicht einverstanden, doch äußerte sie nichts, denn das zuvorkommende Betragen Wolkis, seine manchmal etwas derben Schmeicheleien und seine strammen, militärischen Bewegungen gefielen ihr.

Marja versäumte nicht, sich des Morgens zur abgemachten Zeit zum Ausgehen mit ihm zu rüsten. Sie beeilte sich gerade nicht übermäßig, wenn eine der Mägde lächelnd berichtete, ihr Polizeimeister warte bereits auf der Straße. Sie trank lachend ihren Tee gemüthlich zu Ende und aß ihren Zwieback deshalb nicht schneller. Aber sobald sie damit fertig war, trat sie mit Vergnügen auf die Straße. Sie unterhielt sich gern mit ihm, stritt mit ihm und trieb ihn häufig in die Enge. So lebhaft und übermütig wie während der ersten Bekanntschaft zeigte sie sich jedoch nicht, und an die Stelle des ursprünglichen gutmüthigen Ungefühls setzte sie meist ziemlich herben Spott und herausforderndes Selbstbewußtsein. Kam es vor, daß ihr die Unterhaltung zu lange währte, weil sie weiter als gewöhnlich gegangen waren oder er nach dem Frühstück nicht an das Fortgehen dachte, so geriet sie in schlechte Laune, zog die Brauen hoch und ließ merken, daß er ihr lästig sei. Einmal, als er seinerseits einen etwas spöttischen Ton anschlug, und zwar in bezug auf ihre Eltern — sie selbst sprach mit völliger Ungeniertheit von der Beschränktheit der Mutter und der Ungebildetheit des Vaters —, fuhr sie ihn so rücksichtslos an, daß er seitdem sehr auf der Hut war und sich nie irgendwelche Freiheiten erlaubte.

Eines Tages saßen sie wieder beim Frühstück, als an der Haustür die Klingel ertönte. Sie achteten nicht darauf, denn zu Wotscharow kamen beständig Leute in Geschäften, und er befand sich in seinem Kabinett. Marja sprang jedoch plötzlich auf und eilte ins Vorzimmer, wo sie die Stimme Olga Schejins zu vernehmen geglaubt hatte. Richtig, da stand die frühere Freundin und trug der Magd auf, sie bei Tit Grigorjewitsch zu melden. Marja umarmte und küßte sie und wollte sie ins Speisezimmer ziehen, aber Olga lehnte es ab und bat, falls Marja ihr einen Gefallen tun wolle, möchte sie bei dem Vater Fürsprache einlegen, damit derselbe ihr Anliegen erfülle.

„Wer? Schejins Fräulein!“ sagte in diesem Augenblick Wotscharow und trat hastig in die Thür des Kabinetts. „Ja, richtig, da bist du. Entschuldige, deinen Namen habe ich natürlich vergessen. Und du willst mich sprechen? Komm herein, komm herein. Für dich habe ich immer Zeit.“

Beide Mädchen folgten ihm, und er schob eigenhändig einen Sessel für den Besuch zurecht.

„Nun sprich, womit ich dir dienen kann. Wenn es möglich ist, tue ich es für dich ganz gewiß.“

„Ich bitte dich auch darum, Papa,“ nahm Marja das Wort.

Der Kaufmann sah die Tochter mit einem eigentümlichen Blick an. Es lag Spott und Vorwurf in dem Blick. Er sagte nichts, aber Marja verstand, was er über ihre Vernachlässigung der Freundin im Unglück dachte. Sie zog die Brauen in die Höhe und lehnte sich an die Ofenkante.

Olga überwand erst einige Verlegenheit und bat dann mit kurzen Worten um die Stelle der Hilfslehrerin an der Mädchenschule, welche noch unbesetzt sei, wie sie gehört habe.

Botscharow schwieg einen Augenblick, nachdem sie geredet hatte. Er betrachtete sie nachdenklich.

„Und das ist alles!“ meinte er dann. „Ich habe dir freilich einmal im Scherz selbst davon gesprochen. Weißt du aber auch, wieviel dafür gezahlt wird?“

Sie nickte zustimmend.

„Einhundertachtzig Rubel im Jahr, nicht mehr.“

„Ja,“ sagte sie.

„Du mußt dafür der alten Lehrerin einen Teil des Unterrichts abnehmen, und wenn sie krank ist, ganz ihre Stelle vertreten.“

„Ja, ich weiß, wie Herr Okolitsch in der Knabenschule.“

„Ja. Und du denkst, daß das ein vorteilhafter Handel sei?“

Sie lächelte.

„Es ist doch immer etwas, und ich tue es gern. Ich wollte schon damals, aber Papa erlaubte es nicht.“

„Was sagt er jetzt?“

„Er wollte wieder nicht. Zuletzt gab er nach, als ich ihn drängte.“

„Ich bitte sehr darum, Tit Grigorjewitsch,“ fuhr sie fort, als er schwieg. „Ich wäre Ihnen so dankbar, und ich werde gewissenhaft und fleißig sein.“

„Ja, ja,“ sprach er bereitwillig, „wenn du es verlangst, hast du die Stelle. Du magst, wenn du es wünschst, noch heute anfangen. Mit dem Schulinspektor werde ich die Sache ins reine bringen. Aber, aber —“

Er schüttelte den Kopf.

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen,“ sagte sie aufstehend und reichte ihm die Hand.

Er begleitete sie in das Vorzimmer, half ihr selbst das Mäntelchen umlegen und reichte ihr den Schirm. Marja drückte ihr mit verlegener Miene einen Kuß auf die Lippen, und hinaus war sie.

Botscharow brummte etwas vor sich hin, während er in das Kabinett zurückkehrte. Verstehen konnte Marja es nicht, aber es klang unfreundlich.

„Papa, ich habe die Stelle!“ rief Olga freudig, als sie zu Hause ankam, und fiel dem Vater um den Hals. „Tit Grigorjewitsch war so liebenswürdig! Du kannst es dir gar nicht denken, Papa.“

Er seufzte gedrüdt.

* * *

Sie wanderte nun jeden Morgen mit ihren Heften oder Büchern unter dem Arme zur Schule, und da sie pünktlich war wie ein Uhrwerk, traf sie gewöhnlich mit Okolitsch zusammen, der ebenso genau die Zeit einhielt und stets um dieselbe Minute aus seiner Haustür trat, begleitet von Voi, wie sie vom Vater begleitet

wurde. Sie nickte dem Vater zum Abschiede zu, und er tat es ebenso mit Voi. Sie reichten sich zum Gruß die Hand, und Olga nickte von weitem auch Voi zu, der mit freudigem Schwanzwedeln antwortete. Der Hauptmann stand an seinem Brückchen und blickte ihnen nach, bis sie an der Ecke der nächsten Gasse die Chaussee verließen. Voi saß auf seinem Brückchen und verwandte ebenfalls kein Auge von ihnen, solange sie sichtbar waren. Darauf kehrten der Hauptmann und Voi in die Häuser zurück, der Hauptmann, um sich im Garten an die Arbeit zu machen, Voi, um unter dem Tische seines Herrn zu schlummern, bis dieser zurückkehrte.

Es entspann sich von jetzt ab allmählich ein recht naheß Verhältnis zwischen den ziemlich armen Schejins und den viel ärmeren Okolitsch. Olga Schejin und Frau Okolitsch wurden miteinander bekannt und schnell fast unzertrennlich, wie Wolski etwas zu früh berichtet hatte. Gemeinschaftliche Wirtschaft machten sie zwar nicht, aber mit Obst versorgte Schejin seinen Mieter, und dieser glich das aus, indem er begann, seine Jagdbeute zur Hälfte in des Hauptmanns Küche zu liefern. Er ging jedoch seltener auf die Jagd als früher, denn er ließ es sich nicht nehmen, in dem Garten bei den Herbstarbeiten Hilfe zu leisten. Er grub und schaufelte, er farrte und zimmerte. Schejin war manchmal stumm vor Erstaunen. In seinem Leben hatte er noch nicht gesehen, daß ein Mensch solche Kraft und Anstelligkeit an den Tag legen könne. Spielend, mit richtigem Blick und unfehlbarer Genauigkeit, brachte er in wenigen Stunden Arbeiten zustande, die früher zwei gemietete Leute in mehreren Tagen schlecht besorgt hatten. Wo er die Hand anlegte oder das Messer ansetzte, gewannen Beete, Büsche und Bäume allemal das vorteilhafteste, hübscheste Aussehen.

Der Hauptmann wurde ordentlich jung mit diesem Gehilfen und mühte sich noch eifriger als früher. Er fühlte sich mit jedem Tage wohler in dem Garten, der in einzelnen Partien allmählich ein ganz anderes Aussehen bekam. Sehnsüchtig blickte er zur Pforte, wenn die Tageszeit heranrückte, zu der sich Okolitsch einzustellen pflegte. Ihm fehlte etwas, wenn der junge Mann nicht kam. Olga neckte ihn dann und lachte ihn heiter aus, was sie jedoch nicht hinderte, ebenfalls häufige Blicke auf den Gang zu werfen, der zur Pforte führte, und blieb der Erwartete sehr lange aus, so lief sie auch ohne den Auftrag des Vaters aus eigenem Antriebe hinüber, um — so sagte sie — Frau Okolitsch einen guten Tag zu bieten.

Olga fand in Frau Okolitsch eine Meisterin in allen möglichen praktischen Handarbeiten. Sie lernte von ihr Kleider und Wäsche jeder Art anfertigen und war glücklich, daß sie sich imstande sah, unter ihrer Leitung die eigene Garderobe wie die des Vaters zu erhalten und auszubessern, ohne daß es Kosten verursachte, die unter den eingetretenen Umständen über die Mittel hinausgegangen wären. Sie geriet im Laufe des Spätherbstes und Winters in ein völlig kindliches Verhältnis zu der Frau und blickte zu ihr auf wie zu einer Mutter. Ebenso legte sie dem Sohne gegenüber bald alle Fremdheit ab und bewegte sich so frei und unbekangen, als wäre er ihr Bruder. Sie teilte ihm alle ihre kleinen Erlebnisse in der Schule mit, holte sich von ihm Rat ein, vertraute ihm ihre Bedenken, Zweifel und Ansichten über das, was sie las, und hörte mit leuchtenden Augen auf seine einfachen Erklärungen. Noch nie hatte sie sich so gern an jemand gewandt, um die Gedanken auszutauschen, und sie freute sich wie ein Kind darüber, daß er meist dieselbe Ansicht vertrat, die sich ihr unwillkürlich aufgedrängt hatte.

Zwischen Olga und Voi bildete sich eine Freundschaft, die schließlich so weit ging, daß Okolitsch Einsprache dagegen erhob und drohte, den Hund an die Kette zu legen. Voi wollte das Mädchen nur dann verlassen, wenn Okolitsch selbst zu Hause war. Sobald dieser sich entfernte, flog Voi in großen Sätzen zu Schejins, hob sich an Olgas Fenster auf die Hinterbeine und drückte die Nase an die Scheibe, worauf er sogleich eingelassen wurde. Er war Olgas beständiger Begleiter, wenn sie spazieren ging, und gesellte sich Okolitsch auch dazu, so kannte die Freude des Tieres keine Grenzen. Der alte Hund rannte, sprang und spielte dann wie ein junges Hündchen.kehrte er mit Okolitsch von der Jagd zurück, so guckte er unverwandt auf die Chaussee vor sich, ob er Olga nicht erblicke, und kam sie entgegen, wie sie immer häufiger tat, so war alle Müdigkeit vergessen. Er stürzte zu ihr, umkreiste sie unzählige Male und bellte vor Vergnügen, worauf Okolitsch jedesmal drohte, ihn zu züchtigen. Die Drohung wurde nie ausgeführt, denn im Grunde nahm der Jäger es dem Tiere gar nicht so sehr übel, weil er selbst nicht weniger scharf nach ihr ausgeschaut hatte.

So ging es bis in den November. Da bedeckte der Schnee die Erde, und für den Hund trat die traurige faule Zeit ein, in der Okolitsch allein mit der Flinte auszog und ihn nicht mitnehmen konnte. Voi lag dann jeden Feiertag zu Olgas Füßen in ihrem Stübchen und schaute, wenn der Abend nahte, fragend zu ihr auf. Lächelnd hüllte sie sich in ihr Pelzchen, und beide zusammen wanderten dem Jäger entgegen. Sobald sie ihn erblickten, eilte Voi dahin und ächzte vor Freude, wodurch das Mädchen sich nicht selten verleiten ließ, es ihm im Laufen gleichzutun zu wollen, so daß sie rosenrot im Gesicht und fast atemlos, aber von ganzem Herzen lachend und kindlich glücklich bei dem Heimkehrenden anlangte.

(Fortsetzung folgt.)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichspsiegel

Berlin, 18. Dezember 1910.

Weihnachtslegen — Die Politik des Kanzlers — Riederlen-Wächter — Wirtschaftlicher Beirat — Österreichische Dinge — Polnische Politik.

Am Anfang der abgelaufenen Woche stand im Mittelpunkt der politischen Erörterung die Persönlichkeit des Herrn Reichskanzlers, am Ende sind es — wenn wir uns auf das Gebiet der allgemeinen Politik beschränken — ausschließlich sachliche Erwägungen, die im Vordergrund stehen. Im ganzen darf die Lage sowohl für die innere als für die äußere Politik mit den Worten „Entspannung“ und „Beruhigung“ gekennzeichnet werden. Daß die Entspannung in der inneren Politik freilich schon als der Beginn einer allgemeinen Beruhigung der Gemüter angesehen werden darf, möchten wir noch nicht glauben: ein guter Teil der Gründe für die momentane Entspannung liegt in der Tatsache des Ferienbeginns und in der Vereinigung aller Gedanken auf das Weihnachtsfest. Der Sinn, der sich vornehmlich darauf richtet, daheim im engeren Kreise Freude zu bereiten und im weiteren Kreise Nöte zu lindern, entäußert sich der Kampfeszstimmung. kehrt er